

Urs M. Fiechtner

Die Umschülerin

Leseprobe aus: Geschichten aus dem Niemandsland

Als sie die Schritte von draußen hörte, kroch sie auf Händen und Knien in die äußerste Ecke der Zelle und barg den Kopf zwischen den Armen. Als die Tür mit einem Ruck aufsprang, wollte sie sich wehren und um sich schlagen, aber ihre Glieder waren kraftlos geworden und rührten sich kaum, so wie in manchen von unseren Träumen, wenn wir davonlaufen wollen und es doch nicht können und jede Bewegung wie in Zeitlupe uns maßlose Anstrengung abfordert und unsere Schreie sich nicht aus den Körpern lösen und wir allein bleiben mit ihnen. Die Sinnlosigkeit dessen, was mit ihr geschah, war ebenso unerträglich wie die Schmerzen, von denen ihr Körper sich nicht mehr erholte. Es war kein Wort mehr in ihr, das man nicht längst herausgeholt hatte, es war kein Verrat mehr übrig, der nicht schon begangen war, es war nichts mehr lebendig, was sie im Spiegel wieder erkannt hätte. Sie hatte alles getan, was man von ihr verlangte, um das tägliche Uhrwerk der Verhöre zum Stehen zu bringen, sie hatte alles getan, um sich überflüssig und nutzlos zu machen, damit man endlich aufhören würde, ihre Existenz zu bemerken und sie sich verkriechen konnte irgendwohin. Aber alles war weiter gegangen, als folgte man draußen einem in Stein geschriebenen Programm oder als würde man glauben, es sei noch etwas in ihr, was zu zerstören sich lohnte.

Als die Hände nach ihr griffen, wollte sie schreien. Aber es kam nichts mehr aus ihr heraus. Sie schrie nur nach innen.

Die Hände stießen sie in den hell erleuchteten Kellerraum, den sie fast besser kannte als ihre eigene Zelle. Aber der Raum war verändert. Ihm fehlten die Gesichter, die zu ihm gehörten, und deren Züge sich ihr tiefer eingepägt hatten als alles andere in ihrem Leben davor. Immer wieder hatte sie versucht, aus den Gesichtern zu lesen, wenn diese sich über sie beugten. Immer wieder war es ihr misslungen, hinter die Gesichter zu sehen und im Voraus zu ahnen, was ihr bevorstehen würde.

Als sie die Augen aufschlug, sah sie niemanden. Außer einem gelangweilten Soldaten, der ihr einen Putzeimer, Lumpen und einen Besen zuschob und mit einer müden Geste auf Boden und Wände des Raumes wies, auf den Tisch in seiner Mitte und die Apparaturen um ihn herum. Dann setzte er sich auf einen Stuhl, verschränkte die Arme über der Brust und schlief ein.

Sie wagte es nicht, sich Gedanken zu machen. Mechanisch setzte sie sich in Bewegung. Sie tat, was man von ihr verlangte, und sie versuchte, dabei so leise wie möglich zu sein.

Es dauerte Tage, bis sie sich nicht mehr wehrte, wenn die Hände sie holten. Dann aber ging sie freiwillig mit, und nach weiteren Tagen begann sie, sich schon lange vor der üblichen Stunde fertig zu machen und unruhig nach draußen auf den vertrauten Klang der Schritte zu horchen. Jetzt waren es schon mehrere Keller, in denen sie sauber machen durfte, und sie alle glichen dem Raum, den sie so gut kennengelernt hatte. Manchmal kamen ihr in den engen Gängen des Kellers die Gesichter entgegen, und dann befiel sie die alte Angst und sie drückte sich irgendwo an die Wand und blickte zu Boden. Aber die Angst verging, denn die Gesichter gingen an ihr vorbei, als wäre sie nicht vorhanden, oder blieben nur stehen, um sich Blut und Erbrochenes von den Stiefeln wischen zu lassen oder ihr kurze Anweisungen zu geben. Sie genoss jedes Wort.

Eines Tages gab sie bei Dienstschluss ihren Putzeimer und ihren Besen nicht bei der Wache ab, wie es üblich war, sondern nahm beides wie selbstverständlich mit in ihre Zelle. An jedem

Gitter und vor jeder Tür zitterte sie bei der Vorstellung, dass man ihr die Sachen abnehmen und sie bestrafen würde. Aber die Schließer ließen sie passieren wie an jedem anderen Tag. Sie atmete auf, als die Zellentür hinter ihr zufiel, und machte sich sofort an die Arbeit. Sie säuberte den Stiel des Besens mit ihrem Trinkwasser und mit ein paar Resten ihrer zerfetzten Kleider. Dann reinigte sie jede einzelne Faser der Besteckung. Zuletzt scheuerte sie ihren Eimer mit einer Paste aus altem Brot, aus abgeschlagenen Mörtelkrumen und Spucke, bis er zu glänzen begann. Als sie mit ihrer Arbeit zufrieden war, legte sie sich auf den Rücken, nahm den Besen in ihren linken Arm und den Eimer in ihren rechten. Sie schlief ein, so traumlos und tief wie noch nie seit dem Tag ihrer Verhaftung.

Dass die Gesichter ihr manchmal erlaubten, den Schmutz von ihren Stiefeln zu wischen, hatte sie auf eine Idee gebracht. Blut sei kein Problem, sagte sie, aber Magensäure würde auf Dauer das Leder angreifen. Vielleicht wäre es besser, sagte sie, den Schmutz aufzufangen, bevor er die Stiefel der Gesichter erreichte. Sie schlug vor, in jedem der Räume einen der Bottiche, in die man sonst die Köpfe der Gefangenen stieß bis sie fast erstickten, zu entleeren und sie dorthin zu stellen, wo der meiste Schmutz anfiel. Zum Beispiel ans Kopfende der Tische, wo sich der meiste Dreck auf dem Boden sammelte. Dass dies ihr außerdem Arbeit ersparen und ihren Rücken schonen würde, sagte sie nicht. Die Gesichter ließen sie achselzuckend gewähren, und ihr Verbesserungsvorschlag erwies sich als sinnvoll. Von nun an wurden die Stiefel weniger beansprucht und sie kam mit ihrer Arbeit schneller voran.

Sie erfüllte ihre Aufgaben mit Hingabe und tat alles, was man von ihr verlangte. Ihre Hingabe fiel auf fruchtbaren Boden. Nach ein paar Wochen wurde sie in eine Gemeinschaftszelle verlegt. Sie erhielt die Erlaubnis zu duschen und danach eine abgelegte Felduniform als Ersatz für ihre stinkenden, zerfallenden Kleider. Die anderen Frauen in der Zelle waren gekleidet wie sie und nahmen sie auf, als gehörte sie zu ihnen. An ihrer Arbeit änderte das zunächst nichts, außer dass sie nun wusste, dass sie nicht die einzige war, die diese Arbeit zu verrichten hatte. Und dass sie von nun an gelegentlich früher als sonst in die Keller befohlen wurde, noch während der Dienstzeit, um den Gesichtern zur Hand zu gehen. Am Anfang musste sie nur wie gewohnt den Dreck wegräumen, bevor er überhand nahm, und sich danach für kleine Botengänge oder den Nachschub an Kaffee und Zigaretten bereithalten. Später übertrug man ihr geringfügige Hilfsdienste wie zum Beispiel die Entkleidung und Fesselung der Gefangenen, und wieder etwas später einige Arbeiten, die den Verhörleitern zu schmutzig waren, um sie selbst auszuführen. Da sie sich geschickt anstellte und eine schnelle Auffassungsgabe bewies, fielen dann und wann ein paar Vergünstigungen für sie ab, etwa ein Kaffeerest aus der Wachstube oder ein Apfel aus der Offizierskantine. Als größtes Lob empfand sie, wenn die Gesichter ihr ein freundliches Wort zuwarfen oder eine professionelle Bemerkung. Einmal, während einer Zigarettenpause, zeigte ihr eines der Gesichter die Fotos seiner Kinder.

Nachdem ihre Schuhe zerfallen und sie monatelang barfuß oder in geliehenen Plastikschlappen gelaufen war, hatte sie endlich neue Schuhe bekommen. Es waren alte Militärstiefel, schon ein bisschen schäbig und ausgelaufen, aber die Sohlen waren noch gut. Sie ging an den Zellen entlang und probierte den Klang ihrer Schritte aus. Als ihre Hände die Tür aufstießen, floh ein junges Mädchen, fast noch ein Kind, in die äußerste Ecke und kauerte sich zusammen und barg den Kopf zwischen den Armen. Sie riss das Mädchen an den Haaren hoch und beförderte sie mit ein paar Fußritten nach draußen. »Heute«, sagte sie, »heute wirst Du reden, oder wir bringen Dich um.«